



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2013

Universitäten müssen für alle Maturanden offen bleiben. Interview

Eberle, Franz

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-91912>

Newspaper Article

Originally published at:

Eberle, Franz. Universitäten müssen für alle Maturanden offen bleiben. Interview. In: Neue Zürcher Zeitung am Sonntag, Spezial "Bildung", 3 March 2013, 9.

Bildung



COLOURBOX

Selbständig arbeiten
Wie Schüler mit der
Freiheit beim Lernen
umgehen. Seite 7

Freie Studienwahl
Warum die Matura
das Ticket an die Uni
bleiben soll. Seite 9

Tussis und Streber
Die verschiedenen
Gymi-Profile und ihre
Schülertypen. Seite 13

PHOTOPRESS / KEYSTONE



1948 war das Lyceum Alpinum in Zuoz noch ein exklusives Knabengymnasium: Ein Lehrer erklärt seinen Schülern im Biologieunterricht den Aufbau des menschlichen Skeletts.

Matur damals, Matur heute

Das Gymnasium ist nicht mehr Hort einer männlichen Bildungsaristokratie. Heute sind die Mädchen in der Mehrheit. Die Maturaquote steigt – und es gibt alternative Wege an die Universität

Die elitäre Knabenschule ist

Gymnasien haben ihren exklusiven Nimbus verloren. Der Hort der humanistischen Bildung für wenige ist zur Schule für fast alle geworden. Heute macht jeder fünfte Jugendliche die gymnasiale Matur. Von **Benno Bühlmann**



Zucht und Ordnung in der reinen Männerklasse am Gymnasium in Sarnen im Jahr 1965: Der Lehrer wacht am Pult über seine Schüler.

Leana Käch erreicht in wenigen Monaten einen Meilenstein ihrer Schulkarriere: Als krönenden Abschluss ihrer sechsjährigen Gymnasialzeit wird sie aus den Händen des Rektors der Kantonsschule Alpenquai Luzern das Reifezeugnis entgegennehmen, das ihr die Türen zu den Universitäten öffnet. Die 18-Jährige hat als Schwerpunktfach Wirtschaft und Recht und als Ergänzungsfach Religionskunde und Ethik gewählt. In ihrer Maturaarbeit mit dem Titel «Wem gehört mein Tod?» setzte sie sich eingehend mit den rechtlichen und ethischen Implikationen der Sterbehilfe in der Schweiz auseinander – und wurde für ihre akribische Untersuchung mit der Bestnote belohnt. Vor nicht allzu langer Zeit wäre es ihr nicht möglich gewesen, für ihre Maturität eine derartige inhaltliche Ausrichtung zu wählen.

Das Beispiel Leanas steht für den Wandel, den die Gymnasien im letzten Jahrhundert durchgemacht haben. Was früher vorab einer männlichen und bürgerlichen Drei-Prozent-Elite vorbehalten war, ist heute eine allgemeinbildende höhere Schule für rund 20 Prozent der jungen Menschen in der Schweiz – die Schülerinnen bilden die Mehrheit. Das klassische Gymnasium

humanistischen Zuschnitts des letzten Jahrhunderts wurde abgelöst durch eine vielfältige, individuell zugeschnittene Bildungsinstitution.

Als der inzwischen pensionierte Oltener Gymnasialrektor Bruno Colpi 1966 seine Matura Typus A in Sarnen absolvierte, waren die Burschen mehrheitlich unter sich. «Meine Klasse bestand aus 36 Schülern, die viel Zeit mit dem Erlernen von alten Sprachen wie Latein und Griechisch verbrachten. Philosophie war auf der Oberstufe unseres Gymnasiums, das damals noch acht Jahre dauerte, das stundenmässig bestdotierte Schulfach.»

Zwar gab es weniger Lektionen, jedoch zusätzlich jeden Tag mehr als fünf Stunden Studium unter Aufsicht. Die Stundentafel der 8. Klasse umfasste 34 Wochenlektionen: Philosophie (6), Deutsch (5), Mathematik (4), Französisch (4), Griechisch (3), Latein (3), Geschichte (2), Ästhetik (2), Chemie (2), Physik (2) und Religion (1). Auch Rhetorik und Theater waren im damaligen Curriculum kaum wegzudenken.

Streit ums Latein

Erstaunlicherweise konnten die alten Sprachen ihren hohen Stellenwert lange halten, obwohl darüber bereits Ende des 19. Jahrhunderts ein heftiger Streit entbrannt war: Damals – in der Zeit um

1880 – wehrte sich die Front der Ärzteschaft mit Vehemenz gegen das Ansinnen, dass die humanistischen Gymnasialstudien und das Erlernen der lateinischen Sprache als obligatorische Vorbildung für das Medizinstudium gelockert werden könnten.

In seinem historischen Rückblick zur Gymnasialbildung schreibt der Genfer Professor Christian Alain Müller: «Auf geschickte Weise versuchte die Ärzteschaft den Zugang zu einer prestigeträchtigen Berufstätigkeit so stark als möglich zu beschränken, eine gesellschaftlich elitäre Rekrutierung sicherzustellen und einen Beruf, dessen praktische Fortschritte sich allesamt dem gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften verdankten, mit dem alten Glanz des Humanismus zu schmücken.» In dieselbe Zeit fiel auch das Bestreben, mit einer eidgenössischen Maturitätsordnung die Lehrgänge der verschiedenen kantonalen Mittelschulen zu koordinieren.

Damit einher ging 1912 die Gründung der Konferenz Schweizerischer Gymnasialrektoren, die fortan bei Reformen eine wichtige Rolle spielte. 1925 wurden erstmals unterschiedliche Maturitätstypen eingeführt: Der altsprachliche Typus A mit Griechisch und Latein, das humanistische Gymnasium (Typus B) mit Latein und einer

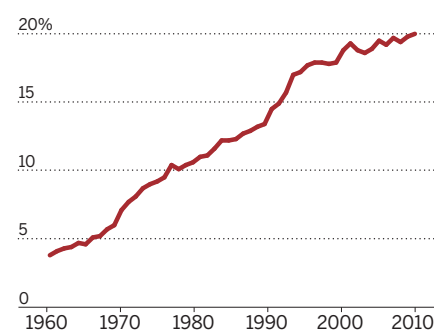
modernen Fremdsprache und das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium (Typus C). 1972 folgten Typus D für neusprachliche Fächer und Typus E für wirtschaftswissenschaftliche Fächer.

Grosse regionale Unterschiede

Das breitere Angebot an Ausbildungsgängen führte zu einem regelrechten Boom der Gymnasien. Die Anzahl anerkannter Maturitätsschulen hat sich

Boom

Gymnasiale Maturitätsquote in der Schweiz
Prozente pro Jahrgang



Quelle: Bundesamt für Statistik

zwischen 1968 und 1983 mehr als verdoppelt (von 57 auf 129). Die angebotenen Ausbildungsgänge wurden mehr als verdreifacht. Allein von 1970 bis 1982 verdoppelte sich die Schülerzahl im 10. bis 13. Schuljahr der Gymnasien.

Dies führte zu einem rasanten Anstieg der Gymnasialquote. Noch Mitte des 20. Jahrhunderts besuchten lediglich 2 bis 3 Prozent eines Schülerjahrgangs ein Gymnasium, heute beträgt die Quote im Schweizer Durchschnitt knapp 20 Prozent. Je nach Region gibt es beträchtliche Unterschiede: Während Basel-Stadt fürs Jahr 2010 eine Maturitätsquote von stolzen 28,7 Prozent und der Kanton Tessin eine Quote von 27,5 Prozent ausweist, liegt jene der Kantone Solothurn (14,6 Prozent), Aargau (15,3 Prozent) oder Glarus (10,8 Prozent) vergleichsweise tief. Die Kantone Zürich (18,5 Prozent), Bern (18,8 Prozent) und Luzern (18,7 Prozent) bewegen sich im Mittelfeld.

Bildung ist reproduktiv

An der Expansion der Gymnasien und der Ausweitung der Maturitätsquote wurde in den vergangenen Jahren auch verschiedentlich Kritik geübt. Die Rede ist von Bildungsinflation, die zu Niveauverlust führe. Professor Lucien Criblez vom Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Zürich

nicht mehr



KARIN HOEFER

2012 arbeiten die Schülerinnen und Schüler im Computerzimmer des hochalpinen Instituts Ftan weitgehend autonom.

lässt dieses Pauschalurteil so nicht gelten. «Zweifelloos sind heute viel mehr junge Erwachsene gut ausgebildet als je zuvor.» Dies führe zu einem eigentlichen reproduktiven Effekt: «Gut gebildete Eltern erwarten, dass auch ihre Kinder eine gute Ausbildung absolvieren können.»

Einen grossen Teil der Bildungsexpansion führt er auch auf den stark gestiegenen Anteil der Gymnasiastinnen zurück. Vor rund 50 Jahren lag das Verhältnis der jungen Frauen zu den jungen Männern noch etwa bei 1:5. Seit 1993 ist die gymnasiale Maturitätsquote bei Frauen höher als bei Männern, in einzelnen Jahren tendiert der Frauenanteil gegen drei Fünftel aller Maturanden. «Man kann nun dem alten Gymnasium nachtrauern und sich ein Elitelymnasium für drei Prozent eines Schülerjahrganges herbeisehen», sagt Criblez. «Persönlich bin ich aber der Meinung, dass es kein Zurück hinter die Bildungsexpansionsphase der 1960er und 1970er Jahre gibt.»

Individuellere Ausbildung

Den letzten grossen Wandel erlebte das Gymnasium mit der Maturitätsreform von 1995: Die Dauer des Gymnasiums wurde von 7 auf 6 Jahre verkürzt, die bisherigen Maturitätstypen abgeschafft und durch eine Art Einheitsma-

tur abgelöst. Mit der Einführung von Schwerpunkt- und Ergänzungsfächern neben den zehn Grundlagenfächern wurde die individuelle Ausgestaltung der Ausbildung verbessert. Zudem kam man auch dem bereits in den 1970er Jahren vorgebrachten Wunsch nach einer Aufwertung der musischen und der pädagogisch-sozialwissenschaftlichen Fächer nach. Neu wurde auch die Maturaarbeit eingeführt.

Die inzwischen pensionierte Rektorin des zweisprachigen Gymnasiums Alpenstrasse in Biel, Béatrice Sermet-Nicolet, hat diesen Umbau als grosse Herausforderung erlebt. Sie wertet ihn aber als grossen Fortschritt für die gymnasiale Ausbildung: «Mit dem neuen Konzept kann viel flexibler auf die Interessen und Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler eingegangen werden», ist sie überzeugt. Die Maturaarbeit, bei der die jungen Menschen ein selbstgewähltes Thema wissenschaftlich fundiert erforschen können, sei eine hervorragende Vorbereitung auf das Studium an einer Universität. Die neuen Ansätze des fächerübergreifenden Unterrichts sorgen für eine zeitgemässe Ausbildung der Gymnasiasten.

Das Gymnasium hat sich in den letzten hundert Jahren nicht bloss innerlich stark verändert, sondern auch im-

Die Zahl der Gymnasien wurde innert weniger Jahre verdoppelt – jene der Ausbildungsgänge mehr als verdreifacht.

mer stärkere Konkurrenz von aussen erhalten. Mit der Schaffung zusätzlicher Schultypen büsste die ehemalige Eliteschule ihre Monopolstellung ein.

Unter Profilierungsdruck

Das gymnasiale Maturazeugnis hat seinen exklusiven Charakter als Hochschulzulassungszeugnis verloren. Berufsmittelschulen und Diplommittelschulen bieten mit der Berufsmatura und der Fachmatura Alternativen an, die nicht nur zum Studium an Fachhochschulen berechtigen, sondern über die Passerelle auch an die Universität führen können. Mit diesen laut Criblez «valablen Alternativen zum Gymnasium auf der Sekundarstufe II» ist die Konkurrenz um die leistungsstarken Schülerinnen und Schüler stark gestiegen. «Das Gymnasium ist unter Profilierungsdruck geraten», sagt der Erziehungswissenschaftler. Vieles deute darauf hin, dass sich das Gymnasium in

der Schweiz in einer Phase der Neubestimmung auf seine Stärken befinde. Ziel einer solchen Neubestimmung müsse eine Attraktivitätssteigerung des gymnasialen Bildungsweges sein.

Um dies zu erreichen, brauche das Gymnasium ein eigenständiges Profil in Abgrenzung zu den andern Ausbildungswegen: «So ist zu definieren, worin sich gymnasiale Allgemeinbildung, gymnasiale Persönlichkeitsbildung und wissenschaftliche Propädeutik am Gymnasium von andern Schulen der Sekundarstufe II unterscheiden.» Wenn dies gelinge, werde das Gymnasium auch in Zukunft eine nachgefragte Schule im schweizerischen Bildungssystem sein. Vor diesem Hintergrund hat die Konferenz Schweizerischer Gymnasialrektoren auch ihre sechs Thesen zur Entwicklung der Gymnasien formuliert (auf dieser und den folgenden Seiten).

Vorderhand zeichnet sich ohnehin kein Rückgang der Nachfrage ab. Die Gymnasialquote ist in den letzten Jahren sogar noch leicht gestiegen. Die neue Konkurrenz in der höheren Schulbildung hat dazu geführt, dass heute mit der Berufsmatura und der gymnasialen Matura bereits mehr als ein Drittel der jungen Menschen ihre Schulkarriere mit einem Hochschulfähigkeitszeugnis abschliessen.

Die sechs Thesen der Schweizer Rektorenkonferenz zur Position der Gymnasien

1

Die gymnasiale Matura gewährleistet den Zutritt zu universitären, eidgenössischen technischen und pädagogischen Hochschulen auch in Zukunft ohne Eintrittsprüfung.

«Unbestritten ist: Eine qualitativ hochstehende Mittelschulbildung schafft die Basis für den gelungenen Übergang in die Tertiärstufe. Studien zeigen aber, dass Maturandinnen und Maturanden unterschiedliche Kenntnisse in zentralen Fächern mitbringen und dass das Gymnasium gemäss Lud-

Stefan Zumbrunn

Stefan Zumbrunn leitet seit acht Jahren als Rektor die Kantonsschule Solothurn.



wig Hasler zu einer Art «Vorkurs für Phil-I-Anwärterinnen» zu werden droht. Ich unterstütze deshalb die Entscheide, die in unserem Kanton zur Qualitätssicherung getroffen wurden: gleiche Anforderungen in den Grundlagenfächern, Einführung von hausinternen harmonisierten schriftlichen Maturitätsprüfungen und markante Stärkung der Naturwissenschaften. Neben der effektiven Bildung gilt es aber auch, Charakter und gesunden Menschenverstand zu fördern, denn gebildet sein heisst nicht nur wissen, sondern auch verantwortungsvoll vom Wissen Gebrauch machen.»

2

Die Gymnasien haben innerhalb der Sekundarstufe II ihren anerkannten Platz. Dazu gehört auch eine klare Positionierung der einzelnen Ausbildungsgänge mit klarer gegenseitiger Abgrenzung der verschiedenen Arten von Maturitäten.

«Der bedeutendste Fortschritt, der bei Schülern auf dem Weg vom ersten zum letzten Ausbildungsjahr am Gymnasium zu beobachten ist, besteht im Wesentlichen im Erreichen der Selbstbestimmung: Wir nehmen Schüler auf und verabschieden uns von Studierenden.»

Marie-Claude Sawerschel

Marie-Claude Sawerschel ist Direktorin des Collège de Saussure in Petit-Lancy im Kanton Genf.



den. Dahinter verbirgt sich die Entwicklung eines auf Lenkung angewiesenen Lernenden zu einem Individuum, das fähig ist, seinen eigenen Zugang zum Wissen zu gestalten, dieses Wissen in einen Zusammenhang und in eine Perspektive zu setzen, es zu problematisieren und kritisch zu hinterfragen. Studierende können analysieren, synthetisieren, abstrahieren. Sie beherrschen das symbolische Denken, können Sinn entschlüsseln und Sinn in mehreren formalen oder natürlichen Sprachen hervorbringen. Um dies zu können, müssen sie in die Welten der Vernunft, des Empfindens, der Phantasie eingeführt worden sein.»

Die Statements zu den Thesen eingeholt und zusammengestellt hat die Konferenz Schweizerischer Gymnasialrektoren.

Bildung als Basis der demokratischen Gesellschaft

«Eine höhere Maturaquote wäre denkbar»

NZZ am Sonntag: Wo sehen Sie die wichtigsten Herausforderungen, denen sich die Gymnasien stellen müssen?

Aldo Dalla Piazza: Eine wichtige Aufgabe der Gymnasien liegt darin, dass sie in der Spannung von Bildung und Ausbildung immer wieder das richtige Gleichgewicht finden müssen. Zudem ist es notwendig, dass sich die Gymnasien auch mit den eigenen Schwächen auseinandersetzen und bei Bedarf Korrekturen in der Gymnasialbildung vornehmen. Die verstärkte Förderung der basalen Kompetenzen ist in diesem Zusammenhang sicher ein wichtiges Stichwort.

Die Gymnasien haben das Monopol als einzige Zulieferer der Hochschulen verloren. Wie können sie sich gegenüber anderen Ausbildungswegen behaupten?

Wichtig ist, dass die verschiedenen Wege zur Maturität – gymnasiale Matura, Berufsmatura und Fachmatura – weiterhin auf ihre Stärken fokussiert

Aldo Dalla Piazza

Der Präsident der Konferenz Schweizerischer Gymnasialrektoren ist Rektor am Gymnase français de Bienne.



sind. Dadurch sind die Gymnasien immer wieder herausgefordert, zu definieren, was unter einer fundierten Allgemeinbildung zu verstehen ist.

Die Ausbildungswege sind auf ein klares Profil angewiesen.

Unbedingt. Die Stärke der gymnasialen Maturität liegt eindeutig in einer breiten Allgemeinbildung, während sich die Berufsmaturitäten durch ihre Fokussierung auf ein bestimmtes Berufsfeld auszeichnen. Aus meiner Sicht sind die sogenannten Passerellen nur für eine Minderheit sinnvoll,

die unterschiedlichen Profile der Ausbildungsgänge sollen weder vermischt noch verwässert werden.

Heute wird viel über die sehr hohen Maturitätsquoten debattiert. Was halten Sie von dieser Diskussion?

Zweifelloos spiegelt sich im Anstieg der Maturitätsquote eine bedeutende Entwicklung: 1970 lag die gymnasiale Maturitätsquote bei lediglich 7 Prozent, bis heute ist sie auf knapp 20 Prozent angestiegen, was durchaus bemerkenswert ist. Was mich bei der Quotendiskussion allerdings stört, ist der Umstand, dass hier die Logik der Argumentation nicht stimmt.

Inwiefern?

Kritiker vermitteln den Eindruck, dass die Maturitätsquoten künstlich gesteuert würden, was überhaupt nicht der Fall ist. Vielmehr ist die höhere Quote Ausdruck unserer veränderten gesellschaftlichen Situation. Es

ist eine Tatsache, dass die Gesellschaft heute grossen Wert auf eine solide Schulbildung legt. Diese Entwicklung ist ja auch gar nicht schlecht, weil Bildung an sich etwas Positives für unsere Gesellschaft darstellt.

Kritiker monieren, der Markt werde mit zu vielen Akademikern überschwemmt.

Eine höhere Maturitätsquote bedeutet noch nicht, dass alle studieren werden. Grundsätzlich vertrete ich die Meinung: Je mehr Leute gut ausgebildet sind, desto besser ist das für unsere demokratische Gesellschaft. Eine noch höhere Maturaquote wäre sogar denkbar. Denn die Schweiz leidet keineswegs an zu vielen Akademikern. Im Gegenteil: Weil die Schweiz derzeit viel zu wenige Ingenieure, Ärzte und andere akademisch Qualifizierte ausbildet, müssen viele Leitungsfunktionen mit Akademikern aus dem Ausland besetzt werden.

Interview: Benno Bühlmann

Zweiter Bildungsweg für Erwachsene ist steinig

Es ist fast nie zu spät. Doch wer die Matura nachholen will, braucht eine Menge Energie und Zeit. Viele scheitern an der Mehrfachbelastung mit Beruf und Familie. *Von Katharina Bracher*

Was tun, wenn alles, was nach der Lehre interessant erscheint, unerreichbar ist mit einem Volksschulabschluss? – Man besucht zum Beispiel ein Erwachsenengymnasium, um die Hochschulreife zu erlangen. Mit dem Ziel, die Matura nachzuholen, wählen jährlich Hunderte Schweizer den zweiten Bildungsweg.

Landesweit existieren neben zahlreichen privaten Institutionen zehn öffentliche Schulen, die eine Vorbereitung auf die eidgenössische Maturität anbieten. Wer für die Finanzierung seines zweiten Bildungsweges nicht mehrere tausend Franken in die Hand nehmen will, meldet sich mit Vorteil beim

öffentlich-rechtlichen Erwachsenen-gymnasium seines Wohnkantons.

Die Aufnahmebedingungen an diesen Gymnasien variieren. Bei manchen Schulen – etwa in St. Gallen und in Frauenfeld (TG) – reicht ein Mindest-Notendurchschnitt im Schulzeugnis, oft ergänzt durch ein Gespräch mit dem Rektor. Damit will man allen Bewerbern, unabhängig von der Vorbildung, eine Chance geben. Andere Institutionen, wie die Kantonale Maturitätsschule für Erwachsene in Zürich (KME), setzen das Bestehen einer Aufnahmeprüfung voraus. Ebenfalls unterschiedlich sind die Anzahl Lektionen, während die Stoffmenge etwa dieselbe bleibt. An manchen Erwachsenengymnasien findet der Unterricht während fünf Halbtagen wöchentlich statt, an anderen wird deutlich mehr Selbst-

studium verlangt. Und schliesslich besteht an manchen Orten die Möglichkeit, die Matura an der Ganztageschule nachzuholen.

Jeder Zweite gibt auf

An der Thurgauisch-Schaffhauserischen Maturitätsschule für Erwachsene (TSME) in Frauenfeld genügt die Einreichung von Schulzeugnissen und ein Aufnahmegespräch mit Rektor Rolf Lüdi. Dort fällt garantiert irgendwann die Frage: «Wollen Sie das auch ganz sicher?» Die meisten antworten mit Ja, aber eigentlich sprechen unzählige Unwägbarkeiten dagegen: Will ich am Samstag früh aufstehen und in die Schule fahren? Am Mittwochabend nach der Arbeit abermals zum Unterricht? Fast jede Woche bis spät in der Nacht auf Tests büffeln? Mich wieder

mit Problemen der Mathematik herumschlagen? Dreieinhalb Jahre lang Bücher wälzen, und das berufsbegleitend? Nur ein Bruchteil jener, die in das erste Semester starten, halten dreieinhalb Jahre später auch wirklich das Maturazeugnis in den Händen. Oft ist es etwas mehr als die Hälfte, die tatsächlich abschliesst.

Die Ausfallquote ist an allen Schweizer Erwachsenengymnasien traditionell hoch, auch wenn es dazu keine offiziellen Zahlen gibt. Die Gründe dafür muss man nicht weit suchen. «Sehr oft liegt es nicht an den intellektuellen Fähigkeiten, sondern am Zeitmanagement», sagt Stefan Manser, Rektor an der Berner Maturitätsschule für Erwachsene am Gymnasium Neufeld. Bei den meisten Studierenden sind Doppel- und Dreifachbelastungen die Re-

gel: Schule, Beruf, Familie. «Manch einer muss sich nach den ersten Semestern eingestehen, dass er einfach nicht alles unter einen Hut bringen kann», sagt Manser. Oft erweist sich auch der persönliche Grundstock an schulischem Wissen als mangelhaft.

Solide Vorbildung zwingend

Im Vorteil sind ganz allgemein Personen, die bereits über einen Schul- oder Lehrabschluss mit solider Bildung in den wichtigsten Grundlagenfächern verfügen. Zudem ist es vorteilhaft, bei Beginn der Maturitätsschule wenigstens eine Zweitsprache einigermaßen im Griff zu haben. Das gibt Luft, um sich im Selbststudium prioritär seinen Schwächen zu widmen.

Ein Blick in die Statistik offenbart zwei Tendenzen: Heute sind mehr als

DANIEL WINKLER



Noch einmal die Schulbank drücken: Biologiestunde an der Aargauischen Maturitätsschule für Erwachsene. (23. 2. 2012)

Zweitweg-Matura

Konkurrenz durch Passerelle

Seit die klassische Zweitweg-Matura nicht mehr die einzige Möglichkeit ist, ohne Besuch eines Gymnasiums an die Universität zu gelangen, nimmt die Zahl der auf diesem Weg erlangten Maturitätsabschlüsse kontinuierlich ab. Die an die Berufsmatura anschliessende Passerelle ist zur Konkurrenz geworden. «Nach Einführung der Passerelle verzeichneten wir einen klaren Rückgang des klassischen Lehrgangs», sagt Stefan Manser, Rektor der Berner Maturitätsschule für Erwachsene. So musste die Klassenzahl pro Jahrgang von drei auf zeitweise eine reduziert werden. Auffällig ist der Rückgang auch an der Thurgauisch-Schaffhauserischen Maturitätsschule für Erwachsene. Dort ist die Zahl der Absolventen zwischen 2006 und 2012 auf einen Drittel zurückgegangen. Bei der Passerelle fallen unter anderem die zweite Fremdsprache, ein Grossteil der Standardwerke der deutschen Literatur und vertieftes Wissen im Fach Geschichte weg. (brk.)

die Hälfte der Personen, die an einer Maturitätsschule für Erwachsene eingeschrieben sind, Frauen. In Zürich beträgt der Frauenanteil 65 Prozent, in Frauenfeld 76 Prozent. Zweitens: Seit Einführung der Passerelle als alternativen Weg zur Hochschulreife nimmt die Zahl der klassischen Erwachsenenmatura kontinuierlich ab (siehe Kasten). Die Passerelle dauert ein Jahr und wurde für Absolventen der Berufsmaturität geschaffen. Der Fächerkanon ist enger. Die Rektoren von Erwachsenengymnasien mahnen zwar fleissig an, dass die klassische Zweitwegmatura eine «Investition ins Leben» sei. Dessen ungeachtet wächst die Zahl jener, die den abgekürzten Weg an die Hochschule wählen und damit auf eine breite Allgemeinbildung verzichten, kontinuierlich an.

Auch für normale Schüler

Jeder zwölfte Maturand hat ein privates Gymnasium besucht. Die Alternative zur öffentlichen Mittelschule ist oft individueller, kostet dafür einiges

Klar sind manche etwas abgehoben. Am Lyceum Alpinum Zuz zum Beispiel ging Hans Adam II. von Liechtenstein zur Schule oder Auto-Patriarch Ferdinand Piëch. Doch private Gymnasien sind keine Bildungsbiotope nur für Superreiche: Vielmehr bilden sie eine wichtige Ergänzung zu den staatlichen Angeboten. 65 nichtsubventionierte Mittelschulen gibt es in der Schweiz, jedes Jahr erlangen rund 6000 Absolventen eine Maturität. Das ist ein Anteil von acht Prozent. «Die wenigsten unserer Absolventen sind Fürsten oder Auto-Erben», sagt Ralph Schläpfer, Sachverständiger Maturität beim Verband Schweizer Privatschulen. «In aller Regel sind es recht normale Leute.» Die von ihm geführte Wirtschaftsschule Juventus wird von drei Gruppen besucht: Personen über 18 Jahren, Jugendliche mit schwieriger Schul- oder Familienbiografie und Schüler mit einseitigen Begabungen. Ein gutes Drittel der Absolventen stosse erst im zweiten Semester oder später dazu. 1500 Franken kostet die Juventus im Monat, ein Stipendienfonds hilft in Notfällen. Im Internat Lyceum Alpinum Zuz liegen die Tarife etwa viermal höher, Unterkunft inbegriffen. Der Markt der privaten Gymnasien hat sich kaum verändert, schon vor

«Es gibt immer Schüler, die sich an staatlichen Schulen nicht wohl fühlen oder biografische Krisen haben.»

«Es gibt kein ehrlicheres Publikum»

Gymilehrerin ist der Traumberuf schlechthin – trotz gackelnden Teenagern und desinteressierten Backfischen in den Schulbänken, schreibt Mirjam Fuchs

Gymilehrerin ist der ideale Beruf für einen Deadline-Junkie wie mich. Ich kann bis zum letzten Moment alles vor mich herschieben und dann in einer Nachtschicht doch noch rechtzeitig auf den Punkt bringen. Wo sonst kann man seine Zeit so frei einteilen? Klar, der Stundenplan ist fix, und Schulbeginn um 7 Uhr 30 finde ich auch als Erwachsene noch schrecklich früh. Wann ich jedoch Arbeitsblätter gestalte, Hefter korrigiere oder Übungen ausbrüte, bleibt mir selbst überlassen. Hauptsache, ich kümmere mich darum. Ohne Vorbereitung unterrichtet es sich als Junglehrerin nur halb so souverän.

Manchmal, aber wirklich nur manchmal, halte ich eine Stunde trotzdem, ohne sie bis ins letzte Detail vorbereitet zu haben. Ich weiss dann zu Beginn der 45 Minuten vielleicht noch nicht ganz genau, wie meine Englisch- oder Deutschstunde verlaufen wird. Das Improvisieren sorgt für Nervenkitzel, hatte aber auch schon böse Folgen. Wer vor einer Gruppe überdurchschnittlich intelligenter Heranwachsender ins Stottern kommt, verliert schnell ihre Aufmerksamkeit und muss sie mit fiesen Tricks wiedergewinnen («das ist übrigens Prüfungsstoff!»). Bekenne ich mich dazu im Lehrerzimmer, ernte ich entweder hochgezogene Augenbrauen – oder Verständnis.

Denn wenn eine Stunde nicht tipp-topp vorbereitet ist, hat das kaum mit mangelndem Ehrgeiz zu tun. Oft verliere ich mich beim Vorbereiten in einem Thema. Schliesslich vermittele ich meinen Schülern Inhalte, die mich selbst schon in der Schule begeisterten und mit denen ich mich ein Studium lang auseinandergesetzt habe (die Angelsachsen haben für solches Streben nach intellektuellem Glück

zehn Jahren betrug die Quote privater Maturitäten acht Prozent. Maja Wiener-Gujer geht davon aus, dass das auch so bleiben wird. Die Geschäftsführerin der schulfinanzierten «Agentur für Privatschulen» sagt: «Es wird immer Schüler geben, die sich an einem staatlichen Gymnasium nicht wohl fühlen oder biografische Krisen haben und ein individuelleres Umfeld benötigen. Zudem ist die Nachfrage nach Gymnasien generell am Steigen.»

Die Vorteile privater Schulanbieter: «Sie haben kleinere Klassen, gehen individueller auf Eltern und Kinder ein und sind eher bereit, Krisen durchzustehen.» Zum Standard gehören zum Beispiel systematische Rückmeldungen der Schüler zur Qualität des Unterrichts. Nur eine Erfolgsgarantie gibt es nicht. Rund zehn Prozent der Jugendlichen scheitern an der eidgenössischen Maturitätsprüfung, wie sie an 45 privaten Gymnasien zu bestehen ist; die Erfolgsquote bei den Hausmaturitäten privater und staatlicher Gymnasien liegt einige Prozentpunkte höher.

Weil die Nachfrage stabil ist, sind die grössten Konkurrenten der privaten Gymnasien die privaten Gymnasien selber. Etliche Schulen pflegen darum Besonderheiten. Musisch oder sportlich begabte Jugendliche erhalten in Schiers spezielle Förderung, die Stiftsschule Engelberg basiert auf christlichem Fundament, am Theresianum Ingenbohl in Brunnen gehen nur Frauen zur Schule. «Solche Profilbildungen gewinnen an Bedeutung», ist Schläpfer überzeugt. Seine Schule hat vor einem Jahr drei von vier Maturitätsrichtungen aufgegeben und ist heute ein reines Wirtschaftsgymnasium. Daniel Fleischmann



Junglehrerin Mirjam Fuchs: «Mit Tricks die Aufmerksamkeit der Schüler gewinnen.»

ANZEIGE

Hol dir die Freiheit

Inklusive all deiner
Lieblingssongs auf



Telefonieren,
Musik & SMS unlimitiert
plus 1 GB surfen

Orange Young Star

29.– /Mt.

Orange Young.

Das Abo mit Musik für alle unter 27



Angebot gilt bei Neuabschluss oder Verlängerung eines Orange Young Star Abos mit unlim. Min. ins Schweizer Orange- und Festnetz/unlim. SMS / 1 GB (CHF 29.–/Monat) und einer Laufzeit von 24 Monaten. Exkl. SIM-Karte (CHF 40.–). Kostenlose Nutzung von Spotify Premium während der ersten 12 Monate Ihres Orange Young Star, Galaxy oder Universe Abos mit einer Laufzeit von 12/24 Monaten. Danach werden Ihnen monatlich CHF 12.95 berechnet. Das Angebot zur kostenlosen Nutzung von Spotify kann nur einmal aktiviert werden und endet in jedem Fall zum Zeitpunkt des Transfers oder der Beendigung des Orange Young Abos. Das für den Zugriff auf Spotify benötigte Datenvolumen ist von Ihrem Mobiltelefon aus kostenlos. Orange behält sich das Recht vor, dieses Angebot jederzeit zu widerrufen. Unlimitierte Produktleistungen zur normalen Nutzung gemäss AGB und Produktinformationen.

Jetzt zu Orange wechseln
0800 078 078 | orange.ch/shop

Die sechs Thesen der Schweizer Rektorenkonferenz zur Position der Gymnasien

3

Der gymnasiale Unterricht vermittelt generalistische Kompetenzen durch eine breite Grundausbildung, durch Reflexionswissen und eine auf humanistischer Tradition beruhende Bildung. Dazu gehört auch die Förderung von kulturellem, schöpferischem und kreativem Gestalten.

«Das Gymnasium hat den Auftrag, vertieftes Wissen in einer Vielzahl von Fächern zu vermitteln und Vernetzungen, kritische Reflexion sowie praktische und intellektuelle Selbstän-

Gabrielle von Büren

Gabrielle von Büren-von Moos ist Direktorin des Luzerner Langzeitgymnasiums Kantonsschule Alpenquai.



digkeit zu fördern. Es soll die Lernen- den zur Studierfähigkeit führen und in der Entwicklung der Persönlichkeit und der Gesellschaftsreife unterstützen. So ist das Gymnasium Schule und gleichzeitig gesellschaftlicher Mikrokosmos mit Handlungsfreiräumen und Zeit, in der die jungen Menschen Grenzen und Vernetzungen der verschiedenen Disziplinen erfahren und im Leben miteinander, aber auch in der Auseinandersetzung mit kulturellem, schöpferischem und kreativem Gestalten die Komplexität modernen Lebens erfassen und erproben können. Dadurch lernen sie, selbst und in eigener Verantwortung Leben zu gestalten.»

4

Die Gymnasien sind für Schülerinnen und Schüler attraktiv.

«Gründliche Kenntnisse und effiziente Arbeitsweisen, die von Gymnasias- tinnen und Gymnasiasten im frei gewählten Schwerpunktfach und Ergänzungsfach sowie im Rahmen der

Fulvio Cavallini

Fulvio Cavallini ist seit zehn Jahren Direktor des Kurzzeitgymnasiums Liceo cantonale di Locarno.



persönlichen Maturaarbeit erworben werden, verhelfen diesen nur dann zu einem erfolgreichen höheren Studium, wenn sie zugleich ihr analytisches und synthetisches Denkvermögen schulen und die Fähigkeit entwickeln, selbstständig zu arbeiten, Arbeits- und Forschungshypothesen zu formulieren sowie Ergebnisse mit den verfügbaren Mitteln und Kenntnissen kritisch zu hinterfragen.»



Was sie tun, ist ihre Sache: Schüler am Selbstlernnachmittag der Kantonsschule Zofingen. (13. 2. 2013)

Auf die kleine Freiheit folgt der grosse Stress

Gymnasien wollen ihre Schüler mit selbstorganisiertem Lernen aufs Studium vorbereiten. Was einfach klingt, kann in der Praxis überfordern. *Von Katharina Bracher*

Kaffeehausstimmung», so beschreibt Alexander Fend, Lehrer an der Kantonsschule Zofingen, die Situation, die er manchmal in seinem Klassenzimmer antrifft. «Flüsterkultur» heisst es hingegen in der Projektskizze der Schule. Vor drei Jahren wurde das selbstorganisierte Lernen – die Pädagogen sprechen von SOL – in Zofingen eingeführt. Einmal pro Woche findet ein Selbstlernnachmittag statt. Alle Schüler arbeiten am gleichen Nachmittag selbständig an Aufträgen in den Fächern Deutsch, Mathematik, Englisch und Französisch. «Dabei sollen die Schüler eine gewisse Autonomie im Lernprozess erhalten, die sie später an der Hochschule gut gebrauchen können», sagt Prorektor Dominique Metzler, der die Umsetzung des neuen Lernprinzips geleitet hat.

An diesem Nachmittag im Februar sitzen die Schüler in kleinen Gruppen in den Schulzimmern, auf den Gängen, im IT-Raum. Betriebsamkeit und Lärmpegel sind vergleichbar mit der Situation in der Unimensa an einem Nachmittag. Einige beugen sich über ihre Hefte, andere plaudern. Für den unbeteiligten Beobachter ist nicht auszumachen, ob sie nun arbeiten oder einfach die freie Zeit geniessen. Lehrer Fend steht derweil über sein Notebook gebeugt. «Ich greife nur ein, wenn jene, die seriös arbeiten wollen, von den Schwatzenden gestört werden», sagt er.

Arbeiten, woran man will

Fend muss am Selbstlernnachmittag nicht unterrichten, sondern vor allem anwesend sein. Als Französischlehrer hat er zwar Aufträge vergeben, die Schüler arbeiten jedoch nicht zwangsläufig an diesen. Das ist Teil der angestrebten Lernautonomie: selber die Zeit einteilen lernen, Prioritäten setzen. Fend steht als Fachlehrer bereit, wenn jemand Fragen hat zu den SOL-Aufträgen im Fach Französisch. «Besonders oft werde ich jedoch nicht konsultiert», räumt er ein.

Für den SOL-Nachmittag hat er seinen Schülern den Auftrag gegeben, sich ausgehend von einem französischen Sachbuch darauf vorzubereiten,

ein Drehbuch für eine Szene zu schreiben und diese dann den Mitschülern vorzuspielen. «Sie dürfen auch für die Chemie-Prüfung lernen, wenn sie das gerade wichtiger finden.» Am Ende müssen sie ihre Arbeiten einfach fristgerecht abschliessen. Fend hat durchzogene Erfahrungen mit dem pädagogischen Prinzip gemacht, das in anderen Kantonen mit viel Enthusiasmus eingeführt wurde. Nicht alle Schüler könnten mit dieser Selbständigkeit umgehen, sie würden viel Zeit mit Nichtstun verbraten.

Seine Schüler würden das nicht abstreiten. «Man kommt schon etwas auf die Welt», sagt Rinor aus der zweiten Klasse. Wer frisch am Gymnasium sei, könne mit der Selbständigkeit noch nicht gut umgehen und sei überfordert. Seine Kollegen nicken bedächtig. «Aber danach wird man schnell viel selbständiger», ergänzt sein Banknachbar Kevin. Zu Beginn seien selbst die Lehrer ins Schleudern gekommen. «Die wussten zeitweise gar nicht, was sie an den SOL-Nachmittagen mit sich anfangen sollten», sagt ein anderer Schüler und grinst. Die wenigsten seiner Mitschüler nehmen die Gelegenheit wahr, den Lehrer um Hilfe zu bitten. Und womit beschäftigen sich die Lehrer sonst? Schulterzucken. E-Mails checken, vielleicht? Alle lachen.

Ganz so paradiesisch sei es dann doch nicht, sagt Prorektor Metzler. Er rechnet vor: «Auf zwei SOL-Lektionen kommen eineinhalb Lektionen Vorbereitungszeit.» Die Widerstände in der Lehrerschaft seien angesichts des Mehraufwands programmiert gewesen. In den ersten drei Jahren wurde daher der Lohn der Lehrer als eine Art Anschubfinanzierung erhöht. Doch nicht nur die Vorbereitung der SOL-Nachmittage sei zeitintensiv. Da die Arbeiten meist erst auf den letzten Drücker abgeliefert werden, fallen Korrekturarbeiten gehäuft an.

Die etwa 17-jährigen Schüler der zweiten Gymiklasse scheinen sich darüber einig zu sein, dass nicht alle Fächer für SOL geeignet sind. Vor allem in der Mathematik harze es. «Es braucht einfach mehr Hilfestellung für dieses Fach», erklärt Raveetha, die eigentlich dachte, dass das «Gymi» nichts für sie sei und inzwischen

«Die Lehrer wussten zeitweise gar nicht, was sie an den Selbstlernnachmittagen mit sich anfangen sollten.»

Selbstvertrauen gefasst hat. Dabei geholfen hätten ihr trotz anfänglichen Mühen die Erfolgserlebnisse der Selbstlernnachmittage.

Getarnte Sparmassnahme?

«Der Unterricht nach SOL-Prinzipien orientiert sich an einem Ideal der Internatsschulen», sagt Rektor Stefan Prochaska. Zu diesem Ideal gehörten unter anderem Eigenverantwortung, Teamfähigkeit und die Fähigkeit zur Selbstreflexion. Prochaskas Schule ist Vorreiterin in Sachen SOL, obwohl etwa Zürich und Bern in den letzten Jahren Projekte lanciert haben. Dass der Unterricht nach SOL-Prinzipien als fester Bestandteil im Stundenplan steht, ist einzigartig. «Wir mussten viel Vorarbeit leisten», sagt Prochaska. Für SOL nehme man den Lehrern den Raum und die Schüler weg – da sei es für viele nicht leicht gewesen, die Vor-

teile zu sehen. «Ist das wirklich etwas Neues?», hätten sich Lehrer gefragt. Denn Projekt- und Maturaarbeit gehen bereits in diese Richtung. «Manche haben wohl einfach vermutet, man verkaufe ihnen eine Sparmassnahme als pädagogisches Projekt», sagt Metzler.

Diesen Vorwurf hört Aldo Dalla Piazza, Präsident der Konferenz Schweizerischer Gymnasialrektoren, nicht zum ersten Mal. «Meistens kostet SOL aber eher mehr Geld als die üblichen Unterrichtsformen», sagt Dalla Piazza. Wegen des Mehraufwandes für die Lehrer seien solche Lernumgebungen nicht a priori billiger. Das Ziel von SOL sei auch nicht, weniger Lehrkräfte im Spiel zu haben, sondern den Schülern mehr Lernautonomie auf den Weg zu geben.

Die Schüler der zweiten Klasse an der Kantonsschule Zofingen finden zwar, sie würden mit SOL optimal auf die Universität vorbereitet. Doch mit der Autonomie umzugehen, bereitet Mühe. «Vor der Abgabe gibt es meistens einen Stress», sagt eine Schülerin. Dann müsse man sich halt in den Schulferien und an Wochenenden treffen, um SOL-Aufträge fertigzumachen. Immerhin eine Arbeitsweise, die den meisten Hochschulstudenten geläufig sein dürfte.

ANZEIGE

Delegieren Sie Ihre Weiterbildung an uns.

Seminare für ProjektleiterInnen: «Coaching IPMA Zertifizierungsbegleitung, Level B», Start: 27. März 2013; «Process Engineering mit Lean (Six) Sigma» vom 16. – 17. April 2013; «Projektmanagement II – Projektleitung und Teamführung» vom 22. – 24. April 2013. Informationen und Anmeldung sowie alle weiteren Themen finden Sie unter: **www.bwi.ch**

BWI
Management Weiterbildung

ETH
Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

«Universitäten müssen für alle Maturanden offen bleiben»

Die Gymnasien bereiten ihre Schüler in der Regel gut aufs Studium vor, sagt Bildungsforscher Franz Eberle. Er lehnt Universitätszutrittsprüfungen ab. Die Matura würde an Wert verlieren

NZZ am Sonntag: Sie haben vor rund 40 Jahren in Sargans das Gymnasium besucht. Wie denken Sie daran zurück?

Franz Eberle: Grundsätzlich habe ich sehr positive Erinnerungen. Aber vielleicht liegt das teilweise daran, dass man generell dazu neigt, die Vergangenheit zu glorifizieren.

War es damals einfacher als heute, die Matura zu erlangen?

Ich glaube nicht. Inhaltlich hat sich in den meisten Fachwissenschaften gar nicht so viel geändert, die Anforderungen sind etwa gleich geblieben. Verändert hat sich die Unterrichtskultur. Es gibt zum Beispiel mehr Teamarbeiten, die Gymnasiasten müssen mehr Referate halten, und gegen Ende müssen sie eine Maturaarbeit verfassen. Das ist eine intensive Arbeit, wenn man sie ernst nimmt.

Beneiden Sie die Maturanden darum?

Diese Möglichkeit der individuellen Themenwahl hatten wir noch nicht, das ist schon beneidenswert. Damit können sie zusätzliche Fähigkeiten erwerben, die für das Studium wichtig sind. Ich sah das auch bei meiner Tochter, die vor eineinhalb Jahren die Matura gemacht hat.

Die Maturaquote hat sich innert weniger Jahrzehnte verdoppelt. Sind heute die jungen Menschen so viel gescheiter?

Dazu gibt es kaum verlässliche empirische Daten. Man weiss zwar, dass die in Industrieländern bei Intelligenztests erreichten Punktwerte in den ersten 75 Jahren des letzten Jahrhunderts angestiegen sind, dennoch ist umstritten, ob die Leute wirklich intelligenter geworden sind. Vermutlich sind sie einfach besser gebildet. Dabei spielen wohl bessere Förderung zu Hause und in der Schule eine Rolle oder die Massenmedien. Vor allem aber gab es früher für viele geeignete Jugendliche auf dem Land noch gar keine Gymnasien in ihrer Nähe.

Sie sagten einmal: Je mehr Gymnasias ten, desto tiefer das Niveau der Gymis. Da zitieren Sie mich unpräzise.

Wie wäre es denn richtig zitiert?

Ich sagte: Wenn die Maturaquote substanziell erhöht wird, dann sinkt – bei gleichzeitig unveränderten schulleistungsrelevanten Rahmenbedingungen – das durchschnittliche Matura-Niveau. Einige der Rahmenbedingungen können sich mittelfristig durchaus verbessern: das Bildungsniveau in der Familie, die Erziehung, das Wissen vor dem Eintritt ins Gymnasium und nicht zuletzt auch die Qualität des Unterrichts. Eine schnelle und starke Anhebung der Quote dürfte indes auf das Niveau drücken.

Welche Quote wäre angemessen?

Ich denke, mit den heutigen 20 Prozent liegen wir im Moment etwa rich-

tig. Ungerecht sind die teilweise schwer begründbaren grossen regionalen Unterschiede. In Basel-Stadt ist die Chance, ins Gymnasium zu kommen, mehr als doppelt so hoch wie im Kanton Glarus. Da braucht es einheitlichere Aufnahmekriterien.

In gewissen Kantonen gibt es Aufnahmeprüfungen, in anderen ist die Beurteilung durch die Lehrerin massgebend. Was ist besser?

Beide Verfahren haben Vor- und Nachteile. Lehrer können die Leistungen ihrer Schüler zwar gut beurteilen, weil sie sie lange begleitet haben. Es gibt aber auch immer wieder Falschbeurteilungen, und die Notengebung verschiedener Lehrer kann unterschiedlich streng sein. Zudem setzt das Verfahren die Lehrer unter Druck – nicht zuletzt vonseiten der Eltern. Und nicht alle sind robust genug, mit diesem Druck umzugehen.

Sie bevorzugen Prüfungen.

Ja, ich tendiere in diese Richtung. Gute fachspezifische Tests haben die besten Voraussagewerte für die Leistungen der Schüler im Gymnasium. Allerdings braucht es bei Grenzfällen eine gewisse Bandbreite, innerhalb deren auch die Einschätzungen der Lehrpersonen einbezogen werden.

Auf Tests kann man die Schüler drillen. Damit befeuert man bloss den Andrang auf private Vorbereitungskurse.

Das stimmt, das ist eine unschöne Nebenerscheinung. Fachspezifisches Wissen kann man relativ gut kurzfristig noch eintrichtern. Doch auch mit anderen Systemen werden die Privatanbieter nicht arbeitslos.

In Zürich gab es Versuche mit einem Test der allgemeinen kognitiven Fähigkeiten, die nicht geübt werden können.

Genau. Und dann stellte man leider fest, dass diese keinen zusätzlichen Prognosewert haben.

Gehen wir vom Anfang ans Ende des Gymnasiums. Sie haben in Ihren Untersuchungen zur Maturität festgestellt, dass nicht alle Maturanden studierfähig sind. Was läuft falsch?

Also zuerst muss ich einmal betonen, dass wir zu einem grundsätzlich positiven Urteil gekommen sind. Der Ausbildungsstand der Maturanden ist gut. Am unteren Ende wären aber bessere Ergebnisse wünschbar.

Wo hapert es am meisten?

Wir haben in allen Bereichen Lücken festgestellt. Wir haben sowohl bei den fachspezifischen als auch bei den fachübergreifenden Studienvoraussetzungen Maturanden gefunden, die schwach waren. Nun kann man zwar mit Schwächen in einzelnen Fächern leben, darum gibt es auch die Kompensationsmöglichkeiten in der Maturaprüfung. Meist wählt man ja



«Ob die Leute wirklich intelligenter geworden sind, ist umstritten»: Franz Eberle im Büro an der Universität Zürich. (7. 2. 2013)

Franz Eberle

Franz Eberle, 57, ist Professor für Gymnasialpädagogik und Direktor der Lehrerinnen- und Lehrerbildung Maturitätsschulen an der Universität Zürich. Er hat für die Schweizer Erziehungsdirektorenkonferenz und den Bund die Qualität der Maturitätsschulen im Rahmen der Evamar-II-Studie untersucht. Als Nachfolgeprojekt erarbeitet er nun Grundlagen zur besseren Sicherung der allgemeinen Studierfähigkeit der Maturandinnen und Maturanden. (rd.)

ein Studium, das den eigenen Fähigkeiten entspricht. Es gibt aber grundlegendes Wissen und Können, das man für fast alle Studien braucht: in Mathematik, Deutsch, Englisch und der Anwendung der Informatik. Bei zu grossen Lücken in diesen Bereichen ist das Prädikat der allgemeinen Studierfähigkeit nicht mehr gerechtfertigt.

Wie häufig kommt das vor?

Es ist schwierig, das genau zu beziffern. Aber ich schätze, jeder zehnte Maturand ist nicht genügend allgemein studierfähig. Wir sind im Moment an einer Folgestudie zur Evaluation der Maturitätsreform und können dazu vielleicht bald Genaueres sagen.

Nun arbeiten Sie auch an Lösungen, wie diese Kompetenzen besser erreicht werden können. Wie soll das gelingen?

Es geht nicht darum, etwas Neues einzuführen, vielmehr wollen wir herausfinden, welche Teile des Deutsch- und Mathematik-Curriculums zentral für viele Studienfächer sind. Entsprechend müssen diese Teile dann im Unterricht besonders beachtet werden, indem man bei schwachen Leistungen nicht lockerlässt, bis sie ein genügendes Niveau erreichen. Das braucht dann halt vielleicht ein paar Zusatzschleifen bei einigen Schülern.

Seitens der Hochschulen wird vermehrt der Ruf laut nach Zulassungsprüfungen.

Universitäten müssen für alle Maturanden offen bleiben. Der Anspruch an die allgemeine Studierfähigkeit zwingt die Gymnasien, ihre Fächerbreite beizubehalten, weil sie alle Schüler auf alle Studien vorbereiten müssen. Damit erreichen wir gleichzeitig bei allen eine gute Allgemeinbildung, eine Grundvoraussetzung für eine vertiefte Gesellschaftsreife. Wenn die Universitäten fachspezifische Zutrittsprüfungen einführten, würden sich auch die Gymnasien relativ früh

fachspezifisch ausrichten, weil sie ja eine möglichst hohe Erfolgsquote anstreben. Es ist aber wichtig, dass sich auch Physikgenies mit Literatur oder Geschichte auseinandersetzen und vice versa. Zudem ist es zentral für das Selbstverständnis der Gymnasien, dass die Matura ihre hohe Wertigkeit beibehält. Und nicht zuletzt soll den jungen Menschen so kurz nach der Matura nicht schon wieder eine Prüfung zugemutet werden, die nochmals dasselbe testet.

Am freien Uni-Zugang für Maturanden würden Sie also nicht rütteln?

Nein, es sind ja bloss diese ärgerlichen Ausnahmen, die für Aufsehen sorgen und von den Universitäten kritisiert werden. Es wäre schade, wenn man deswegen ein System, das eigentlich gut funktioniert, infrage stellte.

Die Studierfähigkeit variiert stark zwischen Regionen und Profilen. Wäre eine zentrale Einheitsmatura nicht besser, um einen Einheitsstandard zu erreichen?

Natürlich gibt es Unterschiede zwischen Schulen, zwischen Profilen und auch zwischen Regionen. Hinter der gleichen Note stehen heute zum Teil ganz unterschiedliche Anforderungen. Das gefährdet die Akzeptanz der Maturen. Eine Einheitsmatura von oben herab zu verordnen, wäre dennoch falsch. Das würde insbesondere den Gestaltungsspielraum der Lehrer und Schulen zu stark einschränken. Es bestehen aber Bestrebungen, die Prüfungen innerhalb der Fachschaften besser abzusprechen, damit es vergleichbare Anforderungen und Resultate gibt.

Und wenn das nicht gelingt?

Wenn das in den nächsten zehn Jahren nicht gelingt, muss man erneut über die Bücher gehen und auch zentralere Lösungen erwägen.

Interview: René Donzé

Wo sich die Tussis tummeln

Oft sieht man es den Gymnasiasten schon von weitem an, welches Profil sie besuchen: Die neusprachlichen sind die Gigolos, die musischen sind die Hippies. Eine Typologie. *Von Mirjam Fuchs*

ILLUSTRATION: ANDREAS GEFE



Altsprachliches Profil Die stillen Lernmaschinen

Ihr Äusseres ist unauffällig, nach dem Unterricht verschwinden sie in die Geigenprobe, knifflige lateinische Satzstellungen faszinieren sie. Bei anderen Schülern gelten die Altsprachler deshalb als Streber. Was ihnen herzlich egal sein dürfte: Ihre Maturen gehören zu den besten, sie gelten als besonders leistungsstark. Trotzdem entscheiden sich immer weniger für dieses Profil. Als kleine Lernmaschinen fordern die Altsprachler ihre Lehrer: Rasch bewältigen sie neuen Stoff, gnadenlos weisen sie auf Unstimmigkeiten hin. Mehr Mühe bereiten den oft introvertierten Schülern Vorträge oder Diskussionen. Lieber lernen sie die Grammatik der vier Sprachen. Latein und Englisch gehört zu den beliebtesten Schwerpunktkombinationen. Die wenigen, die sich für Griechisch entscheiden, profitieren von Unterricht in Kleinstgruppen.

Neusprachliches Profil Die glitzernden Minimalisten

In dem mit Abstand beliebtesten Profil dominieren Handyhüllen mit Glitzersteinen und schwarzglänzende Damenjacken. Die neusprachlichen Klassen sind bekannt für ihren modischen Anspruch, böse Zungen sprechen von Gigolos und Tussis. An manchen Schulen gilt das Profil aber auch als Sorgenkind. Denn viele, die hier landen, wussten nicht recht, welches Profil sie sonst wählen sollten. Diese Orientierungslosigkeit kann sich in Desinteresse und Minimalismus äussern. Sehr zum Ärger einiger Lehrer, die die Neusprachler hinter vorgehaltener Hand als bildungsscheu bezeichnen. Tatsächlich aber ist dieses Profil mehr als eine Migros-Klubschule. Bis zur Matur lernt man nicht nur Wörtli und Grammatik von vier modernen Sprachen, sondern setzt sich auch mit Literatur auseinander. Wer schon in der Kanti mit einem Sprachstudium liebäugelt, wählt zusätzlich Latein.

Mathematisch-naturwissenschaftliches Profil Die schlitzohrigen Tüftler

Fashion-Victims sucht man hier vergeblich, stattdessen trifft man auf Tüftler und klare Denkerinnen im Labor. Früher war das MN-Profil für seine reinen Bubenklassen bekannt, die es faustdick hinter den Ohren hatten. Als Maturandenstreich entführten Schüler des Zürcher MNG Rämibühl einst über Nacht sämtliche Stühle aus dem Schulhaus auf die Sechseläutenwiese. Heute beträgt der Mädchenanteil beim traditionellen Zürcher Anbieter des Profils 39 Prozent (und Maturandenstreiche müssen im Voraus besprochen werden). Neu kann es mit Schwerpunkt Bio und Chemie auch an der Kanti Stadelhofen gewählt werden, wo die Klassen zu zwei Dritteln aus Mädchen bestehen. Obwohl ihnen mit der Matur sämtliche Richtungen offenstehen, landen viele Abgänger an der ETH, studieren Medizin oder ein anderes naturwissenschaftliches Fach.

Musisches Profil Die benebelten Kreativen

Dreadlocks, farbige Haare, mit Hanfblättern verzierte Schultaschen – die Musischen erkennt man meist schon an ihrem phantasievollen Äusseren. Ihre Kreativität leben sie eben nicht nur auf dem Zeichenblatt oder den Saiten ihres Instruments aus. Manche helfen der Inspiration auch gerne mit einem Joint aus heimlich in Mutters Garten angebautem Gras nach. Wer sie auf ihren Ruf als Kiffer reduziert, wird ihnen jedoch nicht gerecht. Unter Lehrern gelten sie als kommunikativ, leidenschaftlich und sozial, denn oft sind die Klassen diskussionsfreudig und haben einen starken Zusammenhalt. Wie im neusprachlichen Profil beträgt der Mädchenanteil hier gut zwei Drittel. Für dieses Profil entscheiden sich am wenigsten – vielleicht, weil der Künstlerberuf als einzige Option erscheint. Die Abgänger landen jedoch in allen möglichen Studienrichtungen.

Wirtschaftlich-rechtliches Profil Die smarten Karrieristen

Wer dieses Profil wählt, wohnt am Zürichberg und hat schon als Teenager einen Karriereplan. Oder doch nicht? Tatsächlich tragen die Schülerinnen und Schüler des zweitbeliebtesten Profils gerne teure Markenkleidung und entscheiden sich überdurchschnittlich häufig für ein Jus- oder Betriebswirtschaftsstudium. Sie stammen jedoch aus allen Gesellschaftsschichten und landen nach der Matur auch in geisteswissenschaftlichen Fächern wie Geschichte oder Soziologie. Typisch für dieses Profil ist der Praxisbezug. So gibt es an der Zürcher Kantonsschule Enge Projekte mit Unternehmen wie Deloitte oder Google, aber auch mit KMU aus der Nachbarschaft. Früher war der Bubenanteil in diesen Klassen grösser, doch heute interessieren sich auch Mädchen dafür. Mittlerweile sind die Geschlechter an den meisten Schulen ausgeglichen verteilt.



Berufsmaturand Michel Utz absolviert seine Informatikerlehre auf der Stadtverwaltung Bern. (5. 2. 2013)

Mit dem Lötkolben zur Matur

Die Berufsmaturität ist bei den Jungen als Alternative zum gymnasialen Weg beliebt. Bloss die Lehrmeister haben keine Freude an den vielen Absenzen ihrer gescheiten Lehrlinge. *Von Daniel Fleischmann*

Sie tanzen gerne auf mehreren Hochzeiten zugleich, die jungen Leute. Als Michel Utz vor zwei Jahren die Bestätigung für die Aufnahme ins Gymnasium erhielt, war ihm auch die Zusage für eine Berufslehre sicher. Michelle Gehri hatte ebenfalls «Figgi und Müli», als sie die Volksschule abschloss: Ihr stand der Weg ins «Gymer» offen, aber dann liess sie ihren Berufswunsch Tierärztin fallen und wurde Polygrafin. Marlène Brand war schon zwei Jahre im Gymnasium, als sie die Vorteile der «Multioptionsgesellschaft» nutzte. Weil ihr die Schule zu kopflastig war, lernt sie nun Koch. Das Bildungssystem ist in den letzten Jahren durchlässiger geworden. Entscheide können korrigiert, Weichen früher oder später gestellt werden. Eine wichtige Rolle kommt dabei der Berufsmaturität zu: Sie erlaubt auch Jugendlichen mit einer Berufslehre, einen akademischen Bildungsweg einzuschlagen. Marlène, Michel und Michelle profitieren davon. Sie besuchen während ihrer Berufsbildung auch die Lektionen an einer der 200 Berufsmaturitätsschulen (BMS) der Schweiz. Die BMS steht allen Lehrlingen offen, die eine Eintrittsprüfung erfolgreich absolvieren oder die Aufnahmebedingungen auf andere Art erfüllen. Der Unterricht besteht aus 1440 Lektionen, deren Mix sich je nach Richtung unterscheidet. «Das Nebeneinander von Arbeit und Schule ist genau

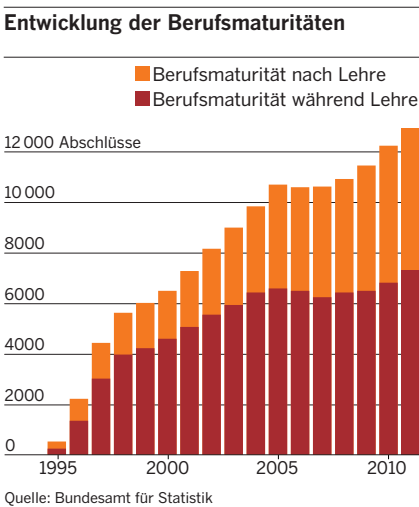
das Richtige für mich», sagt Michelle, «Kundenkontakte, reale Aufträge, Arbeitswelt, ich glaube, dass ich dadurch reifer wurde als im Gymnasium.» Auch Marlène ist froh über ihren Entscheid, obwohl sie die Arbeit als Koch belastend findet. «Ich gehörte im Gymer zu den besten drei. Aber in der Berufsbildung fühle ich mich wohler.»

Anschluss an die Hochschulen

Die Berufsmaturität existiert seit Mitte der neunziger Jahre und hat wie erhofft zu einer Attraktivitätssteigerung der Berufsbildung geführt. 2010 besaßen 13,5 Prozent der 21-jährigen Personen einen BM-Ausweis, 12 200 Berufsmaturitätszeugnisse wurden damals ausgestellt. Philipp Gonon, Professor für Berufsbildung an der Universität Zürich, spricht in einer soeben publizierten Bilanz von einem «beeindruckenden Erfolg». Die Idee, über die berufliche Bildung einen Anschluss an die Hochschulbildung zu finden, habe lange als undenkbar gegolten; heute sei sie Wirklichkeit.

Trotzdem: So ganz hat sich die Berufsmaturität noch nicht etabliert. Vielen 14-Jährigen ist es nicht bewusst, dass es diesen Weg gibt. Michel Utz erzählt, dass er erst im Herbst des neunten Schuljahres gemerkt habe, dass er gar nicht zwischen Arbeiten und Studieren entscheiden muss: «Mit der BM kann ich beides.» Auch in den Köpfen einiger Lehrmeister hat sich die Berufsmatura noch nicht durchgesetzt, sie stören sich an den vielen Absenzen

Immer öfter nach Lehre



ihrer Lernenden. Marlène Brand zum Beispiel fehlt im Durchschnitt 1,3 Tage mehr als ein normaler Lehrling; ihr Lehrmeister wolle darum keinen Berufsmaturanden mehr.

Die Statistik bestätigt diese Tendenz: Im Jahr 2000 absolvierten 72 Prozent der Lernenden die BMS während der Lehre und nur 28 Prozent danach (berufsbegleitend oder Vollzeit). Zehn Jahre später waren es nur noch 56 Prozent, in der technischen Richtung macht sogar mehr als die Hälfte die BM erst nach der Lehre. Marc Kummer, Chef des Mittelschul- und Berufsbildungsamtes des Kantons Zürich, ärgert sich: «Es geht nicht an, bei der Berufsmaturität zu klemmen und gleichzeitig zu jammern, man bekomme keine leistungsstarken Lernenden mehr.»

Nur jeder Zweite studiert

Wer eine Berufsmaturität absolviert hat, ist zu einem berufsnahen Studiengang an einer Fachhochschule (FH) zugelassen. Für ein berufsfernes Studium wird ein Praktikumsjahr verlangt. Michelle etwa könnte als Polygrafin in ein Design-Studium eintreten. Weil sie aber berufsbegleitend «International Business Administration» studieren möchte, muss sie noch ein Praktikum absolvieren und Arbeitswelterfahrung sammeln, wie der Gesetzgeber formuliert. Diese Hürde müssen auch alle Gymnasiasten nehmen, die an einer FH studieren. Von 20 000 FH-Studienanfängern 2011 war dies rund ein Drittel. Trotz guten Arbeitsmarktperspektiven entscheidet sich nur gut jeder zweite Berufsmaturand für ein solches Studium; bei den Gymnasien beträgt die Studierquote beachtliche 93 Prozent. Fachleute nennen mehrere Gründe dafür. Zum einen ist der Lehrabschluss ein Ticket in den Arbeitsmarkt – eine echte Alternative zum weiterführenden Studium. Viele Berufe bieten auch attraktive höhere Berufsbildungen. Zum anderen spielt die Herkunft eine Rolle, wie eine Studie nachweist: Berufsmaturanden stammen aus weniger begüterten Familien als Gymnasiasten und entscheiden sich darum eher gegen ein Studium.

Statistisch kaum ins Gewicht fällt schliesslich jene Gruppe von BM-Absolventen, die über eine Zusatzprüfung in ein Studium an einer universitären Hochschule eintreten. Diese Passerelle existiert seit 2005 und wurde bisher von knapp 3000 Personen gemeistert – Tendenz steigend.

Die sechs Thesen der Schweizer Rektorenkonferenz zur Position der Gymnasien

5

Die einzelnen Gymnasien sollen so autonom sein, dass sich Innovation und Kreativität innerhalb der Schule entwickeln können.

«Am Liceo Artistico finden zwei Sprachen und zwei Kulturen zusammen, aber auch zwei Schulsysteme, die nur wenig Gemeinsames haben: das schweizerische, das der Schule relativ viel Autonomie und Gestaltungsraum lässt, und das deutlich rigidere, zen-

Markus Fischer

Markus Fischer ist Schulleiter des Schweizerisch-italienischen Kunstgymnasiums Liceo Artistico in Zürich.



tralistischere Italiens. Die Vorteile der grösseren Flexibilität sind offensichtlich: Wir können unsere Lerninhalte viel besser dem pädagogischen Engagement jeder einzelnen Lehrperson anpassen. Und erzielen so nicht nur mehr Zufriedenheit, sondern auch mehr Lernerfolg bei den Schülerinnen und Schülern. Es ist nicht immer derselbe. Aber einfach mehr. Eine Schule ist ein intelligentes System. Die Mitarbeitenden in diesem System sind fähig, es zu verändern, zu verbessern und weiterzuentwickeln. Diese Freiheit, diese Autonomie soll man ihnen lassen.»

6

Gut ausgebildete Lehrpersonen, welche breite Anerkennung und Wertschätzung erfahren, sind die Basis für starke und gesellschaftlich relevante Gymnasien.

«Gute Lehrpersonen sind das wichtigste Gut eines Gymnasiums. Sie sind – unter der Voraussetzung, dass die Schule die erforderlichen Rahmenbedingungen und die entsprechenden Ressourcen bereitstellt – die Haupt-

Gion Lechmann

Gion Lechmann ist Rektor der dreisprachigen Bündner Kantonschule in Chur (Deutsch, Rätoromanisch, Italienisch).



akteure der Schul- und Qualitätsentwicklung. Nebst der Lehrerbeurteilung, der kollegialen Beratung, dem Feedback und der Weiterbildung fördert und unterstützt eine breite Anerkennung und Wertschätzung den pädagogischen und fachlichen Erfolg der Unterrichtenden und motiviert sie in ihrer Aufgabe und Rolle im Mittelschulwesen. Um sich à jour zu halten, müssen sie jederzeit die Möglichkeit haben, sich pädagogisch, didaktisch und wissenschaftlich weiterzubilden.»

Vorbereitung aufs Studium

In Ökonomie sind Berufsmaturanden fit

Gymnasiasten besuchen beinahe viermal mehr Lektionen als Berufsmaturanden. Die gymnasiale Matur gibt es nach 5300, jene der Berufsschule nach 1440 Lektionen. Zur Frage der Studienreife von Berufsmaturanden existiert keine aktuelle, umfassende Evaluation. Ein neues Forschungsprojekt von Bund und Kantonen startet erst 2014. Hinweise gibt eine neue, für die Deutschschweiz repräsentative Studie der Professoren Franz Eberle (Zürich) und Stephan Schumann (Freiburg). Die Forscher verglichen die ökonomische Grundbildung («economic literacy») von 2328 Gymnasiasten und Berufsmaturanden. Erstaunliches Er-

gebnis: Die BM-Absolventen liegen bei der «economic literacy» mit den Gymnasiasten im Durchschnitt praktisch gleichauf. Die Gymnasiasten mit Schwerpunktfach «Wirtschaft und Recht» waren die besten, knapp vor der kaufmännischen BMS-Richtung. In Deutsch und Mathematik hingegen waren die Gymnasiasten wie erwartet besser.

Stimmen aus der Praxis bestätigen dieses Bild. Hermann Mettler, Rektor der Hochschule für Technik in Rapperswil, ist mit dem Niveau der BM-Absolventen weitgehend zufrieden, es sei deutlich besser als Ende der neunziger Jahre. In den wichtigen Berei-

chen Kommunikation oder Selbstorganisation lägen Berufsmaturanden und Gymnasiasten gleichauf. José Gomez, Leiter des Zentrums für Hochschulbildung der FH St. Gallen, beklagt demgegenüber, dass sich die Leistungen der Berufsmaturanden je nach Herkunftsschule stark unterscheiden. Bei den Studierenden in Betriebsökonomie jedenfalls sieht er teilweise grosse Unterschiede in den «erfolgs-kritischen Bereichen» Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Rechnungswesen, Recht und Mathematik/Statistik. Diese Unterschiede hätten in den letzten Jahren eher zugenommen. *Daniel Fleischmann*